

BERNHARD ARNOLD KRUSE

Spielarten der Fremdheit

Zur ästhetischen Gestaltung von ethnisch-kultureller Differenz
und Alterität in den Südtirol-Romanen von Joseph Zoderer¹

Dann, zum erstenmal, passierte es: Ich hatte einen italienischen Paß, und man sprach mit mir italienisch. Ich zeigte hilflos grinsend die Zähne. Auch was ich auf deutsch sagte, war lächerlich und gestottert. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, nickte und sagte Ja [...]. Mit dem neuen Paß wurde alles falsch. Aber der Paß war in Ordnung. Es machte nichts, daß ich stotterte. Ich durfte nach Italien, auch wenn ich nicht dazugehörte. Ich war weder Österreicher noch Schweizer und auf gar keinen Fall Italiener. (*GH*, S. 64)

Die Pässe passen nicht mehr zum Nationalitätsgefühl – ein Nationalitätsgefühl, das auch nur noch negativ ausgedrückt wird: Der etwa 14- oder 15-jährige Erzähler weiß, was er nicht ist und auf keinen Fall ist, nämlich Italiener. Seinen Pass empfindet er als Hochstapelei, weil er kein Wort Italienisch kann. Nicht einmal seinen Namen, der doch dem Ich von Geburt an zur Bewusstwerdung und Versicherung seiner Identität dient, vermag er richtig auszusprechen: „[I]ch sagte ‚Ghiu-seppe‘, nicht ‚Tschuuseppe‘“ (*GH*; S. 61). Die nationale, bzw. ethnisch-kulturelle Identitätslosigkeit, die der Erzähler hier Ende der 1940er-, Anfang der 50er-Jahre erlebt, bringt den Identitätsverlust zum Ausdruck, der den aggressiven Nationalismen des 20. Jahrhunderts, dem deutschen und dem italienischen allen voran, geschuldet ist.

Erblickt eine historische Wertung in den beiden Weltkriegen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht nur den höchsten Ausdruck der nationalistischen Denkweise, sondern zugleich ihren historischen Bankrott und ihre historische Delegitimierung, so entspricht dieser historischen Einschätzung² die von Zoderer gestaltete Identitätslosigkeit: eine *Tabula rasa*, die das Neubedenken aller nationalen

1 Zu den Südtirol-Romanen von Joseph Zoderer gehören: *Das Glück beim Händewaschen*, München: Relief-Verlag, 1976; dann München: Hanser, 1982, und Frankfurt/Main: Fischer, 1997 (im Weiteren: *GH*); *Die Walsche*, München, Hanser, 1982, und Frankfurt/Main: Fischer, 1995 (im Weiteren: *W*); *Der Schmerz der Gewöhnung*, München: Hanser, 2002 (im Weiteren: *SG*), und Fischer-TB, 2004.

2 Vgl. dazu Hans-Ulrich Wehler, *Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen*, 2. Aufl., München: Beck, 2004 (2001), insbesondere S. 104-114: „Gemessen an der ursprünglichen Verheißung ist der Nationalismus nicht nur rundum gescheitert. Vielmehr hat das absolutistische Regime seiner

und ethnisch-kulturellen Identität fordert. Der Prozess der Reflexion über eine europäische Identität, die einen anderen, neuen Umgang mit den nationalen Identitäten fordert, setzt im Kontext des europäischen Einigungsprozesses an solche Überlegungen an.³ In diesem Reflexionskontext kommt Literatur eine besondere Rolle zu, weil ihre ästhetische Struktur, insbesondere die ihr eigene Möglichkeit der Innenperspektive, nicht nur Zuträgerfunktion für die wissenschaftliche Analyse besitzt, sondern auch den Entwurf und das virtuelle Experimentieren von dementsprechenden Haltungen, Einstellungen, Subjektivitätsmodellen erlaubt.

Fremdheit ist in den Romanen Zoderers die zentrale Kategorie für Denken und Gefühl, der Ansatz, von dem aus er sich allen anderen Fragestellungen annähert. Der mögliche Vorwurf, dass die Kategorie der Fremdheit zu allgemein sei und nicht die Spezifik der jeweilig in den Blick genommenen Gebiete reflektiere, von der politischen, ökonomischen, sozialen, religiösen bis zur alltagskulturellen Ebene – die Reihe ließe sich fortsetzen – alles über einen Kamm schere, ließe sich freilich umkehren. Die Leistung der Fremdheitskategorie besteht gerade darin, dass Fremdheit eine allen anderen vorgängige Beziehungsebene des Denkens und Fühlens darstellt, sodass nicht sofort die bekannten Kategorien dem Gegenstand aufgestülpt werden. Indem die Fremdheitserfahrung aus der Irritation des Unbekannten heraus fragt und in Frage stellt, kann sie auf der Basis der Einstellung, dass kulturelle Vielfalt die Möglichkeit von „Reichtum, Anregung und Fülle“ beinhalte,⁴ Offenheit gegenüber Neuem fordern und geht so auf immer neue Erarbeitung und Verifikation der bekannten und tradierten Kategorien, auf Erweiterung und Bereicherung der Welterfahrung des Subjekts aus. Möglich freilich sind drei grundlegend verschiedene Fremdheitsbeziehungen, in denen Fremdheit als Interpretament der Andersheit⁵ fungiert. Neben der ersten, eben angeführten offenen Haltung, in welcher das Subjekt Fremdheit als mögliche Bereicherung und Erweiterung sei-

Imperative neue, tödliche Konflikte in den Nationalstaaten, etwa in der Gestalt der Nationalitätenkonflikte, aber auch zwischen ihnen heraufbeschworen.“ (Ebd., S. 106.)

3 Die Suche nach einer neuen europäischen Identität wirft den ‚Sprengsatz‘ der nationalen Identitäten aber nicht über Bord, d. h. sie imitiert nicht die nationalen Identitäten, die versuchten die regionalen Identitäten auszulöschen, sondern modifiziert ihn von der Struktur her ‚zu friedlichen Zwecken‘ und nutzt seine Elemente zur Konstruktion einer neuen Identität. Vgl. dazu beispielsweise Jürgen Habermas und Jacques Derrida in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* v. 31.05.2003, Nr. 125, S. 33: „Freilich haben sich in Reaktion auf die Zerstörungskraft dieses Nationalismus auch Einstellungsmuster ausgebildet, die dem heutigen Europa in seiner unvergleichlichen, seiner ausladenden kulturellen Vielfalt aus der Sicht der Nichteuropäer doch ein eigenes Gesicht geben. Eine Kultur, die seit vielen Jahrhunderten durch Konflikte zwischen Stadt und Land, zwischen kirchlichen und säkularen Gewalten, durch die Konkurrenz zwischen Glauben und Wissen, den Kampf zwischen politischen Herrschaften und antagonistischen Klassen mehr als alle anderen Kulturen zerrissen worden ist, mußte unter Schmerzen lernen, wie Unterschiede kommuniziert, Gegensätze institutionalisiert und Spannungen stabilisiert werden können. Auch die Anerkennung von Differenzen – die gegenseitige Anerkennung des anderen in seiner Andersheit – kann zum Merkmal einer gemeinsamen Identität werden.“

4 Vgl. Corinna Albert, „Fremdheit“, in: *Handbuch interkulturelle Germanistik*, hg. v. Alois Wierlacher, S. 232 f.

5 Vgl. ebd., S. 236.

ner selbst begreift und daher sucht, das Fremde sich anzueignen, es in den Kreis des Eigenen einzubeziehen und zum das Selbst mitkonstituierenden Anderen zu machen, steht die zweite, das Fremde ablehnende Grundhaltung. Hier findet ein Prozess des Verschließens statt, der sowohl auf Seiten des Subjekts wie auch auf Seiten des Fremden selbst als Verwehrung des Zugangs stattfinden kann. Die dritte Grundmöglichkeit der Beziehung von Eigenem und Fremdem ist schließlich die, dass das fremd wird, was vertraut und eigen ist. Diese drei Grundbeziehungen von Eigenem und Fremdem finden sich in der virtuellen Welt der Südtirol-Romane Zoderers variationsreich durchgespielt und erprobt. Wir heben hier dabei besonders den Aspekt ethnisch-kultureller Fremdheit hervor.

Fremdheit umfasst in *Das Glück beim Händewaschen* (1976), dem ersten der drei ‚Südtirol-Romane‘ Zoderers, neben der religiös-moralischen und der sozialen auch die Ebene nationaler bzw. ethnisch-kultureller Identität. Die Erfahrung nationaler Identitätslosigkeit stellt sich als Teil eines umfassenden Identitätsverlustes dar, der dem Ich-Erzähler in einem katholischen Ordensinternat in der Schweiz widerfährt. Müsste man deshalb an erster Stelle auch von einem Internatsroman sprechen, so spielt jedoch die Frage des Nationalismus und der nationalen Identität, in der sich die Zentralität dieser Denkweise in der ersten Jahrhunderthälfte spiegelt, eine dermaßen gewichtige Rolle, dass sich die gesonderte Untersuchung dieses Aspektes sowohl wie auch die Klassifikation als ‚Südtirol-Roman‘ rechtfertigt. Aus der Perspektive der *Tabula rasa* der Identität kommen wesentliche Bausteine nationaler bzw. ethnisch-kultureller Identität in den Blick. Neben die Kritik nationalistischer Einstellungen treten dabei Momente eines anderen, neuen Zugangs zur Frage ethnisch-kultureller Zugehörigkeit. Spiegelt die *Tabula rasa* nationaler Identität in diesem ersten Südtirol-Roman den historischen Bankrott des Nationalismus, so wird im zweiten Roman, *Die Walsche* (1982), zum einen die soziale Entleerung tradiert nationaler bzw. ethnisch-kultureller Identität denunziert; zum anderen aber nach der Entdeckung der Unaufhebbarkeit ethnisch-kultureller Prägung mit interkultureller Integration experimentiert. Das dabei aufgezugene Problemfeld zeichnet die Komplexität dieser Fragen bis hin zum Aufzeigen unüberschreitbarer Grenzen nach, um Haltungen von Subjektivität zu entwerfen, die solch postnationalistischer Gesellschaftlichkeit angemessen sein könnten. Dieses Erforschen von Subjektivität wird im dritten, 20 Jahre später erschienenen Roman *Der Schmerz der Gewöhnung* vertieft, indem Fragen nationaler bzw. ethnisch-kultureller Identität nicht nur stärker mit existentiellen Fragestellungen verwoben, sondern ansatzweise auch nach ihrem territorialen Bezug und spezifisch geschichtlichen und geografischen Gehalt und Gewicht befragt werden. Es geht somit nicht nur um allgemeine Einstellungen und Haltungen der Subjektivität in multikulturellen Gesellschaften, sondern zugleich auch um deren jeweilige Spezifik, die geschichtliche, die regionale, die individuell-existentielle. Diese Fragestellung können im hier gegebenen Rahmen natürlich nur angerissen werden.

Nationalismus und die Frage nationaler Identität werden für den Erzähler zwar erst im Schweizer Internat, also im Ausland zum Problem, ihre grundlegend lebensbestimmende Rolle in der ersten Hälfte des Jahrhunderts tritt jedoch bereits in

der Vorgeschichte zu Tage, die auch seine familiären Abstammung mit einbezieht und im Verlauf des Romans schrittweise zum Vorschein kommt.

So stolz der Vater auf seiner Fotografie als Kaiserjäger auch blickt, sein Einsatz fürs Vaterland im Ersten Weltkrieg erweist sich für seinen Lebensweg als katastrophal. Sein Einrücken als österreichischer Soldat verhindert die Beendigung seiner Berufsausbildung, sodass er nach dem Krieg Schwierigkeiten hat, als Ungelernter Arbeit zu bekommen, zumal er sich als italienischer Staatsbürger wiederfindet, da Südtirol im Rahmen der Pariser Vorortverträge (1919) Italien zugeschlagen worden ist. Nachdem er einige Jahre im Tourismus gearbeitet hat, vertreibt der faschistische Nationalismus Mussolinis, dem es ab dem Ende der 1920er-Jahre um eine forcierte Italianisierung Südtirols geht, die Touristen und lässt den Vater arbeitslos werden. Gezwungen, zu betteln, um seine Familie zu unterhalten, findet sich für den Vater, der sich infolge seines nationalen Zugehörigkeitsgefühls bis hin zu handgreiflichen Auseinandersetzungen gegen die italienischen Faschisten engagiert hat, kein anderer Weg als eben der von ihm bekämpften Faschistenpartei beizutreten, um Arbeit zu erhalten. Solcherart zur Selbstverleugnung gezwungen, entscheidet er sich nach dem Hitler-Mussolini-Abkommen (21. Oktober 1939) für die Option der Umsiedelung, also für seine deutsche Identität. In Vorbereitung der zum Zweiten Weltkrieg führenden Angriffskriege – so dürfen wir kurz erinnern – waren Hitler und Mussolini nämlich gezwungen, die starken ethnisch-nationalen Spannungen zwischen Deutschstämmigen und Italienern in Südtirol zu lösen. Dieser Lösungsversuch trug einen typisch nationalistischen Charakter, indem nämlich die deutschsprachigen Bewohner in einer ‚Option‘ entscheiden sollten, ob sie in Südtirol bleiben und sich in diesem Falle vollständig – bis zur Namensänderung hin – italianisieren lassen wollten, oder ob sie deutsch bleiben und in diesem Falle ins ‚Großdeutsche Reich‘ umsiedeln wollten. Dass Hitler die letzteren, die so genannten ‚Optanten‘ für die Besiedlung der im Krieg eroberten Gebiete vorsah, sei hier nur am Rande erwähnt. Nach Übersiedlung der Familie nach Graz wird der Vater auch im Zweiten Weltkrieg als Soldat eingezogen und kehrt als Invalide zurück. Schwierigste Lebensbedingungen bringt der Krieg aber auch für die Familie mit sich, da die Mutter sich im Bombenkrieg und auf der Flucht allein mit den Kindern zurechtfinden muss und der Soldat gewordene ältere Bruder des Erzählers mit einem Lungendurchschuss nach Hause kehrt. In Graz sieht der Vater nach dem Krieg ein, dass die nationalsozialistische Option eine Täuschung war und kehrt als so genannter Rücksiedler, während der Erzähler die Zeit im Schweizer Internat verbringt, nach Südtirol zurück, wo er freilich weiterhin in ärmlichsten Verhältnissen lebt. Haben die zu den beiden Weltkriegen führenden Nationalismen den Vater mithin ein Leben lang betrogen, so stellt der Roman dar, wie sie beim Sohn, dem Erzähler, einen totalen Identitätsverlust bewirken.

In Südtirol geboren, kommt der Ich-Erzähler des Romans kurz vor dem Zweiten Weltkrieg mit seiner Familie eben als ‚Optant‘ nach Graz, wo er seine Kindheit in der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit erlebt. Im letzten Viertel der 1940er-Jahre durch die Vermittlung eines Freiplatzes in ein Schweizer Internat gelangt, erfährt er eine alle Bereiche betreffende – Herkunft, Familie, Kindheit,

seine bisherige Identität – völlig auslöschende Fremdheit. Diese gründet zum einen in einer völligen Identifikation mit der streng religiösen Internatserziehung, die ihren Kern in der Sexualrepression besitzt, und zum anderen entwickelt sie sich auf der Ebene nationaler Identität. Bezeichnend ist dabei, dass zum einen Anpassungsbereitschaft die Fremdheit gegenüber der totalitär-religiösen Internatserziehung trotz aller Anstrengung nicht zu überwinden vermag, sodass der Erzähler am Ende aus dem Internat ausgeschieden wird. Die anfangs fremde Internatswelt wird ihm gewohnt, ohne vertraut zu werden, weil sie ein kaltes Regelwerk ist und mit ihrem Kern der Sexualunterdrückung seiner Natur widerstrebt. Zum anderen ist er auf dem Gebiet nationaler Identität von Anfang an zum Scheitern verurteilt. So gern der Erzähler, getrieben vom Anpassungswillen, nämlich Schweizer werden möchte, ist ihm dieser Weg durch den Nationalismus der Schweizer von Anfang an verstellt. Er wird von seinen nationalistisch denkenden Schweizer Mitschülern vielmehr dazu gezwungen, sich mit Österreich zu identifizieren. Diese als unterdrückte Minderheit erlebte Identitätsoktroierung wird zwar durch den Erhalt der italienischen Staatsbürgerschaft aufgehoben; in keiner Weise gelöst wird damit aber die Problematik nationaler Identität. Sie verschiebt sich vielmehr auf eine andere Ebene, indem sie bei der Passkontrolle im obigen Eingangszitat die zugrunde liegende Identitätslosigkeit ins Bewusstsein hebt. Nach der Fremdheit des Internats, die durch Gewöhnung übertüncht wird, aber am Ende Fremdheit bleibt, und der Fremdheit der Schweizer, die zu abstoßender Fremdheit wird, stellt sich auf der Reise nach Südtirol eine Fremdheit ein, die rasch schwindet und sich in einen Eigenheitsbezug wandelt. In der Begegnung mit ‚Land und Leuten‘ in Südtirol erfolgt die Grundlegung eines neuen Identitätsverhältnisses zu dieser Region. Es besitzt im Gegensatz zum Nationalgefühl keinen universalen, totalitären Anspruch, sondern zeichnet sich durch Relativität im Bezug zu anderen Identitätsschichten und durch Widersprüchlichkeit aus.

Die Frage nationaler Identität stellte sich für den Erzähler in Graz gar nicht und zeigt so, wie sie überhaupt erst unter bestimmten Umständen – hier in der Fremde, also in Auseinandersetzung mit der neuen Umwelt – zu einer wichtigen Identitätsschicht werden kann und also einen wesentlich von der Umwelt mitbestimmten und in der Zeit sich ändernden, transitorischen Charakter besitzt.⁶ Deutlich wird dabei zugleich, wie Identität durch Eigen- und Fremdzuschreibung konstituiert wird. Es sind die Mitschüler, die den Internatsneuling zu ‚identifizieren‘ suchen und dabei die für sie bedeutungsvollen Wertmaßstäbe anlegen. Wenn zunächst – Alter und Geschlecht entsprechend über den Sport – die körperliche Identität, dann aber auch die nationale ausgemacht wird, weist das auf das Gewicht, das der letzteren in dieser Epoche zukommt:

⁶ Wir gehen hier von einer Konzeption der Subjektivität aus, die Identität als multiple konzipiert. Sie wird als in verschiedenen Schichten angelegte, in der Beziehung des Einzelnen mit der Umwelt, seiner eigenen Geschichte wie der Projektion seiner Selbst sich herstellende und sich verändernde Identität vorgestellt und trägt daher einen transitorischen Charakter. Vgl. dazu auch *Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst*, hg. v. Jürgen Straub u. Joachim Renn, Frankfurt/Main: Campus, 2002.

Man war freundlich zu mir, neugierig freundlich. Konnte ich boxen, war ich Einhundert-Meter-Läufer, war ich eine Nummer am Barren? [...]

Wie immer die ersten Fragen und Antworten gewesen sein mögen [...], ich erinnere mich an nichts so deutlich wie in die Frage: Bischn Öschtriecher?

Mein zweiblättriger Paß war ein Staatenlosen-Paß für Minderjährige. Ich kam aus Hitlers Reich, ich kam aus dem Land der Nazis, ich kam aus dem Land mit dem neuen Namen, das wußte ich, natürlich war ich ein Öschtriecher. Und wer das nicht kapieren wollte, dem wamste ich eins aufs Maul. Ich verstand weder zu decken noch eine Kinnschulter zu treffen, aber ich galt von den ersten Stunden an als der Boxer. Das war das einzige, was mich über sie und ihren Tell erhob. (*GH*, S. 11)

Nicht nur lässt die Gewaltbarkeit der Antwort die Unsicherheit der Identitätsbehauptung erkennen, sondern mit der in Eigen- und Fremdzuschreibung zugesprochenen Identität wird eine Vorstellung entworfen, die durchaus der Realität nicht zu entsprechen braucht. Die behauptete österreichische Nationalität wird durch den Staatenlosen-Pass in Frage gestellt und selbst die sportlich-körperliche Identität, die auf dieselbe spontane Zuschreibungsweise durch die unmittelbar sinnliche Wahrnehmung vollzogen wird, erweist sich als unzutreffend, denn die Fähigkeiten, die einen Boxer zum Boxer machen, Decken und Treffsicherheit, besitzt er ja eben gerade nicht.

Mit der durch die Schweizer Mitschüler im ‚Haus der Regel‘ erzwungenen nationalen Identitätszuschreibung gerät der Erzähler in eine für von Nationalismen geprägte Zeit typische Konfliktlage, denn selbst noch den Kinderspielen werden totalisierend die Zuordnungen nach nationalen Zugehörigkeiten übergestülpt und wird diese Identitätsschicht durch die historisch-geografisch vorherrschende nationale Ideologie diktiert:

Meine Regel-Kameraden wollten, daß ich für ihren Briefmarkenpatriotismus Hitler spielen sollte. Wir spielten alle kurz nach dem Krieg ehrbare Soldaten. Ich sollte auf jeden Fall verlieren, denn ich kam ja aus der Gegend. (*GH*, S. 12)

Auf Siege als Ausdruck der Stärke bauend, die der in den Niederlagen sich zeigenden Schwäche gegenübersteht, bedient sich das Nationalbewusstsein der einfachsten sinnlichen Klassifikation, um sich seine Geschichte v. a. als einen Mythos der Überlegenheit und der Siege zu schreiben. Wie es dieses sinnliche Überlegenheitsgefühl in mythologische Figuren als Identifikationsangebote gießt, erfährt der Erzähler aus der umgekehrten Perspektive:

Und so erfuhr ich, daß Tell es den Österreichern gezeigt hatte. Ich hörte zum erstenmal diesen Namen: Tell. Was mich störte, war, daß ich sechshundert oder siebenhundert Jahre später für einen österreichischen Landvogt namens Geßler als Watschenmann herhalten mußte. Das war mein einziger Ansatzpunkt zur Kritik, sonst hatte ich weder am Maulhalten noch am Kuschen noch an der Neutralität der Schweiz etwas auszusetzen. (*GH*, S. 11)

Dieserart wird nicht nur der Konstruktionscharakter⁷ – Einseitigkeit und Parteilichkeit solch nationaler Geschichtsschreibung – denunziert, sondern das ansonsten als selbstverständlich akzeptierte nationale Identifikationsgefühl von eben der Gefühlsebene her aufgebrochen.

[L]ange [...], bevor ich hörte, daß Andreas Hofer der Stolz eines aufrechten Tirolers sein sollte, wurden mir die Gefechtsorte der Schweizer Heldengeschichte wie eine eiserne Lunge angesetzt: Morgarten, Sempach und sogar Murten und Nancy wurden Sammelorte meiner geschichtlichen Niederlage. [...] Namen und Fakten erlitt ich als eigenes Versagen durch die Tatsache: ich war Öschtriecher und kein Schweizer. Und darin lag die unaufhebbare Tragik, denn ich konnte mich nicht noch einmal gebären lassen: diesmal in der Schweiz, um menschenwürdig zu werden. (*GH*, S. 12)

Der Identifikationsmechanismus, aus dem spontan aller Nationalismus sich nährt, wird durch die Umkehrung offengelegt, indem nicht Überlegenheit und Siege als persönliche Erfolge erfahren und verbucht werden, sondern die Niederlagen als persönliche Misserfolge. Dabei ist ihm zudem noch die Möglichkeit der in der Auseinandersetzung unterlegenen Nation genommen, durch Demonstration von Heldenhaftigkeit die Niederlage zu kompensieren, durch Heroismus moralische Größe oder gar Überlegenheit zu demonstrieren und solcherart auch den unterlegenen Nationalismus zu nähren.

Alles übrige lernte ich im Geschichtsunterricht. Und so sah ich sein [des typisch schweizerischen Mitschülers] triumphierendes Gesicht, wenn er sich mir bei markanten Daten höhnisch zuwandte, – besonders deutlich, wenn ich im Namen der österreichischen Sache dem morgensternbewehrten Heer entgegentreten mußte. Dabei wollte ich unbedingt auf die andere Seite übertreten. Aber das war Nichtschweizern nicht erlaubt. Noch schlimmer war, daß niemand meinem Heldentod zuschauen wollte. (*GH*, S. 17)

Indem die auferlegte Identifikation eben nicht mit einem positiven gewerteten Idealhelden, sondern mit der negativen Feindfigur Geßner die gleiche Unmittelbarkeit besitzt wie die gewohnte, ansonsten spontan-natürlich erscheinende Identifikation mit Tell, wird mit der ersteren auch die letztere ad absurdum geführt und impft dem Erzähler ein Antiserum gegen ähnliche Helden- und Identifikationsfiguren, namentlich den Südtiroler ‚Nationalhelden‘ Andreas Hofer ein.

Führt diese Erfahrung mit dem Schweizer Nationalismus, die sich zudem auf der Basis einer substantiellen nationalen Identitätslosigkeit vollzieht, zur Ablehnung allen Nationalismus sowie zusammen mit dem Erhalt der italienischen Staatsangehörigkeit und der eingangs erwähnten Pass-Episode zum Bewusstwerden dieser Identitätslosigkeit, so entwickelt der Erzähler, dem ‚Land und Leute‘ fehlten, bei seinen Südtirol-Reisen jedoch eine neue territoriale Beziehung, eine neue Einstellung zu dem, was man sonst wohl der Kategorie ‚Heimat‘ zuschlug, liefe dies nicht Gefahr, einen verfälschend idyllischen und dem Nationalismus ver-

⁷ Vgl. generell dazu: Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, 2. Aufl., Frankfurt/Main: Campus, 2005 [1983].

wandten Charakter zu tragen. Wenn von der Südtirol-Erfahrung her die Grundlage für die Wende in seinem Verhältnis zur katholischen Internatserziehung gelegt wird, so zeigt sich hierin das Gewicht, welches solcher Beziehung zu Land und Leuten im Identitätsbau zukommen kann. So sehr der Erzähler nämlich auch bemüht ist, sich unter dem völligen Verlust seiner Identität der künstlichen Welt des Internats und deren repressiver Erziehung unterzuordnen, so arbeiten dem doch, wie auch in der bipolaren Erzählstruktur des Romans vermittelt wird, die Erinnerung an die Vergangenheit in Graz wie die Erfahrung der Freiräume in den Ferien und v. a. dann seine beiden Aufenthalte in Südtirol entgegen. Das Gefühl der Vertrautheit und Zugehörigkeit, das er dort entwickelt, hat allerdings mit Nationalismus oder lokalpatriotischem Heimatgefühl nichts zu tun.

Bei der ersten Reise in ‚sein‘ Land verliert sich in der Wahrnehmung der Landschaft die anfängliche Fremdheit unerwartet schnell.

Keine Fremdheit mehr. Obwohl alles anders war. Die breiddächrigen Häuser. Alles wie im Verfall und doch stark noch im Schlaf. Wie von der Sonne ausgebrütet. Nichts Gelecktes. Keine polierten Stiegen. Wege, Steine, Stufen, alle von vielhundertjährigen Füßen getreten und ausgetreten. Vom Regenwasser geschwemmt, vom Dreck gelaugt, vom Wind sauber gefegt. (GH, S. 64 f.)

Der Bezug auf die Landschaft ist das erste und grundlegende Moment, das dann v. a. im Roman *Der Schmerz der Gewöhnung* weiterentwickelt wird. Er vermischt sich im ersten Roman alsdann mit frühesten Kindheitserinnerungen – „wo mir die Pluderhosen im Waalwasser⁸ vor dem Friedhof ausgewaschen worden waren“ (GH, S. 65), sodass die Fremdheit zu einer affektiven Besetzung umschlägt, dass er sich Graz, also seine bewusste Kindheit und personale Identität stiftende Vergangenheit, die ihm von der Internatserziehung aus dem Kopf geschlagen worden war, hierher wünscht. Indem er dieserart sucht, diese beiden Elemente zusammenzubringen, wird nicht nur durch deren Trennung auf die ‚große Geschichte‘ verwiesen, die auseinandergerissen hat, was in jedem Heimatbegriff eine Einheit bildet, sondern diese Elemente werden auch als Bausteine der Identität einzeln ins Bewusstsein gehoben: die Kindheit nämlich und die sinnliche Bindung an eine Landschaft. Soweit man hier überhaupt von Heimat sprechen kann, handelt es sich daher auf jeden Fall um eine Zusammensetzung in einem Danach, einem zweiten Schritt, dessen Anspruch auf ‚Natürlichkeit‘ und ‚Ursprünglichkeit‘ durch die ‚große Geschichte‘ der Nationalismen zunichte gemacht worden ist. Das kommt auch deutlich im Paradox vom Zuhause, in dem er noch nie gewesen ist, zum Ausdruck, mit dem er seine spätere Reise zu seiner nach Südtirol umgezogenen Familie beschreibt. Dass die Familie überdies nicht mehr vollständig ist, stellt in diesem Zusammenhang nur ein weiteres Bedeutungsmoment dar, das die Ursprungsidylle von Heimat, Kindheit, Familie weiter auflöst:

⁸ Südtiroler Ausdruck für Kanalwasser

Als ich in den Sommerferien zum ersten Mal dorthin nach Hause kam, wo wir nun daheim waren, wo ich aber vorher noch nie gewesen war, hatten sie Mutter schon weitertransportiert. (*GH*, S. 95)

In der ersten bewussten Begegnung mit Südtirol, die mit dem Verhältnis zur naturgeformten Landschaft die Grundlage aller weiteren Beziehungsentwicklung legt, tritt die anonyme Geschichtlichkeit vieler Menschen hinzu, die eine atmosphärische Ganzheit erzeugt. Diese wird dann ausgehend von der Verwandtschaft – Onkel Vigil beim ersten Besuch, Vater, Geschwister und andere Verwandte beim zweiten Besuch – mit Geschichte angefüllt. Geschichte geht so von persönlichen Schicksalen aus, von denen her sich Ausblicke auf die ‚große Geschichte‘ eröffnen. Die ‚große Geschichte‘ stellt so nicht mehr, wie im Internat, ein von der Familie entfremdendes, abstrakt-formales Geschichtswissen dar,⁹ sondern löst den Anspruch auf persönlichen Bezug und persönliche Betroffenheit ein. Beide Bezüge, Landschaft wie Geschichte, sind dabei durch Widersprüchlichkeit gekennzeichnet. Wie etwa der Vater durch soziale Not gezwungen wurde, vom tätlichen Gegner italienischer Faschisten zum Mitglied in deren Partei zu werden, und in der Folge Selbstverleugnung und eine servile Grundhaltung entwickelte, oder wie der einem ‚Postkartentiroler‘ gleichende alte Nachbar des Vaters kaum richtig sprechen kann und ein anderer Nachbar, ein pensionierter alkoholsüchtiger Lehrer, der dem Erzähler ebenfalls keine Möglichkeit für eine Antwort auf sein Bedürfnis nach einem Minimum an Kultur bietet. Das ‚Heimatbesitzergefühl‘, das den Erzähler bei der schönen Aussicht ergreift, wird durch den Vater auf sozialhistorischer Ebene demontiert, indem er feststellt, dass die wahren Besitzer dageblieben seien, während sie, die Besitzlosen, bei der Option hätten weggehen müssen.¹⁰ Dieserart erhält der Erzähler gegen Ende des Romans ‚sein Land und seine Leute‘, seine Geschichte. In der Entdeckung einer solchen ‚Heimat‘, wenn man diesen Begriff hier überhaupt verwenden will, zusammen mit einem neuen Bezug zur Natur, zumal zu seiner eigenen sexuellen, entwickelt er den Keim einer neuen Identität. Bindungen, Vertrautheiten, Zugehörigkeiten sind von Anfang an durch abstoßende Momente, die dazugehören, gegengewichtet. Dass der Erzähler – abgestoßen v. a. von der sozialen und kulturellen Enge, angezogen zugleich von einem in der Nähe des Schweizer Internats wohnenden Mädchen – von Südtirol wieder fort will in die Schweiz, unterstreicht nur die Widersprüchlichkeit seines – neuerworbenen – Heimatverhältnisses und seiner neuen Identität, die am Ende dann zum Verlassen des Internats führt.

⁹ Zur Fremdheit der Geschichte vgl. *GH*, S. 87 f.

¹⁰ „Die was gehabt haben, sagte mein Vater, haben höchstens das Maul aufgerissen. Aber weggehen, auswandern, hätten die anderen müssen. Die Heimat gehört halt denen, die was haben, für die anderen heiße es immer, die Heimat ist dort, was etwas zum Essen gibt. Für unsereinen sei die Heimat etwas zum Anschauen, wie für die Fremden. Aber den Kopf hinhalten für die anderen, das schon.“ (*GH*, S. 103)

Die Walsche

In Zoderers bekanntestem, 1982 erschienenen Roman *Die Walsche* wird Heimat und Fremdheit weitgehend im ethnisch-kulturellen Gegensatz von ‚Daitschen und Walschen‘ in Südtirol problematisiert. Gestaltet wird in einer gegenläufigen Bewegung eine doppelte Fremdheit: die der Entfremdung Olgas, der Protagonistin, gegenüber ihrer Heimat, der Herkunft aus einem kleinen deutschsprachigen Südtiroler Bauerndorf, und die gegenüber der italienischen Kultur in Bozen, in der sie lebt. Die Gegenwartshandlung des durchgehend personal erzählten Romans besteht in den drei Tagen, die Olga, eine Mittdreißigerin, gegen Ende der 70er-Jahre des letzten Jahrhunderts im Bergdorf ihrer Kindheit erlebt, das sie vor ca. 20 Jahren zusammen mit ihrer Mutter verlassen hat und in das sie nun zur Beerdigung ihres Vaters zurückgekommen ist. Begegnungen mit den Dorfbewohnern und Kindheitserinnerungen auf der einen Seite, auf der anderen Seite ihre Lebenswelt in einem italienischen Stadtviertel Bozens mit ihrem Lebensgefährten Silvano zeichnen die bipolare Struktur des Romans. Die Kluft zwischen der deutsch- und der italienischsprachigen Bevölkerung lässt sich dabei schon daran messen, dass Olga wegen der Italienerfeindlichkeit der Dorfbewohner Silvano gebeten hat, nicht zur Beerdigung mitzukommen. Er ist im Italienviertel Bozens geblieben, in dem auch sie wohnt: Es wird von den Deutschen „Shanghai“ (vgl. *W*, S. 7) genannt, also als am entgegengesetzten Ende der Welt verortet.

Die Entfremdung, die Olga gegenüber ihrer Herkunft, ihrer Kindheitsumgebung im Bergdorf entwickelt hat, besitzt ihre Ursache in der völligen Entleerung der Solidarwerte innerhalb des Dorfes und der Ablehnung von allem Fremden. Olgas Vater hat so das Schicksal des Fremden erlitten, vor dem Olga und ihre Mutter sich durch den Weggang in die Fremde der Großstadt gerettet haben. Auch am Vater wird so der innere Zerfallsprozess des Dorfes verdeutlicht, der am Ende seinen Tod verursacht. Trotz aller Integrationsversuche – er hatte gar eine Einheimische geheiratet, um im Dorf nicht mehr fremd zu sein – war er jedoch nie wirklich integriert worden.

Dieser auf die Fremde, auf das Fremdsein eingerichtete Mensch hatte sich mit den Jahren immer entschiedener gegen das Fremdsein gewehrt. Dieser Fremdheitsspezialist, fast mußte sie lachen, der, der einerseits das Weggehen predigte und andererseits nichts wie mittun wollte mit den anderen, und doch wie kaum einer im Ort ein einheimischer Fremder gewesen und es bis zum Schluß geblieben war. (*W*, S. 26)

Diese Widersprüchlichkeit, die Fremdheit des ‚einheimischen Fremden‘ macht ihn zum Alkoholiker und verursacht zusammen mit mangelnder Solidarität seinen Tod, indem er nämlich eines Nachts völlig betrunken nach Hause geht, ohne dass ihn jemand auf dem kurzen Heimweg begleitet, und er dann auf der Straße über Nacht liegen bleibt und erfriert.

Zeigt sich hierin beispielhaft der innere Zerfall, die Selbstentfremdung der Dorfgemeinschaft, so ist diese weiterhin durch Gewalt und Degeneration der sozialen Beziehungen auf allen Ebenen gekennzeichnet, die sich in Olgas Wahrneh-

mung bis in körperliche und geistige Degeneration fortsetzt, eine innere Leere, die sich in mutlosen Fluchtversuchen oder -fantasien bei den Frauen und Alkoholismus bei den Männern ergeht. Angesichts der völligen Entleerung aller Solidarwerte hält einzig die feindbildhafte Ablehnung der Italiener die Dorfgemeinschaft überhaupt noch zusammen und verdeckt diese innere Aushöhlung. Die Inkonsistenz des Feindbildes zeigt sich schon darin, dass die Dorfbewohner die Italiener überhaupt nicht näher kennen. Der Einzige, den sie kennen, ist der Carabinieri aus dem Nachbardorf. Die aus innerer Schwäche genährte feindliche Fremdheitsverarbeitung der Dorfbewohner im Feindbild der Italiener bringt so ihrerseits die Entfremdung Olgas hervor. Wenn sich Olga die auch auf sie übertragene Ablehnung immer wieder bis in die Wahrnehmung der niedrigsten Sinne hinein mitteilt, so lässt der Roman die Instinkthaftigkeit solcher Fremdheitshaltungen hervortreten. Wie sich ihr die Ablehnung bis in den Geruchssinn hinein, der keine Distanz kennt, mitteilt, illustrieren die Männer des Dorfes, die ihr beim abschließenden Essen an der Gasthaustheke gegenüberstehen:

Vor der Schank standen die saufenden Männer und Burschen, Leib an Leib gepfert, Schenkel und Hintern, eine Geruchs- und Körpermauer. (W, S. 114)

Das Fremdheitsverhältnis macht sich bezeichnenderweise auch und v. a. an der Sprache fest. Der Fremdheitsablehnung und Italienerfeindlichkeit, die sich bereits darin zeigt, dass Olga als Schulkind schon in einen Prozess des Ausschlusses gedrängt wurde, weil sie als Einzige ihre italienischen Hausaufgaben machte, was ihr die herabsetzende Bezeichnung „die Walsche“ eintrug, steht die Offenheit gegenüber der fremden Sprache bei Olga gegenüber, die das Erlernen des Italienischen als eine Bereicherung empfindet.

Stehen sich so die völlige Ablehnung des Fremden aus Gründen der inneren Krise und die Öffnung gegenüber dem Fremden als Bereicherung des Ichs konzeptionell entgegen, so gilt die weitergehende Problematisierung der zweiten Fremdheitskonzeption. Hier lassen sich, zeitlich aufeinander folgend, zwei Einstellungen unterscheiden. In einer ersten Entdeckungsphase stellt das italienische Fremde für Olga unabsehbare Entwicklungsmöglichkeiten des Ichs dar. Ein gesellschaftlich-freundschaftliches Zusammensein, bei dem man trinkt, sich aber nicht betrinkt, nimmt sie auf, Fröhlichkeit, geistreiche Witzeleien, freundliche Gesten, körperliche Nähe in Berührungen, Umarmungen und Küssen usw. Zudem impliziert die von Silvano als Agitator der 68er-Bewegung propagierte ‚Solidarität zwischen italienischen und deutschen Arbeitern‘ die völlige Überwindung ethnisch-kultureller Gegensätze unter dem Vorzeichen politischer Identität. In diesen Rahmen passen sich auch Olgas private deutsch-italienische Zukunftsvorstellungen mit Silvano ein bzw. nehmen ihn als Ausgangspunkt für darüberhinausgehende Zukunftsprojektionen.

Diese Fremdheitseinstellung aber legt eine relative Naivität an den Tag, denn als das politische Engagement in den 1970er-Jahren abklingt, zeigt sich, dass die ethnisch-kulturellen Unterschiede nur zeitweilig verdeckt, keineswegs aber aufgelöst worden sind. Das erfährt Olga auch auf der privaten Ebene und ist gezwungen, eine komplexere Haltung zu entwickeln. Der ständige Freundeskreis um Silvano

etwa, der ethnisch-kulturell als Variation der italienischen Tradition der Großfamilie interpretiert wird, stört Olgas Bedürfnis nach einem intimen Zweierverhältnis. Vor allem aber sind es sprachliche Schwierigkeiten und gestische Körperlichkeit, die ihr ein anderes Verhalten vor- und eine neue Rolle und Identität zuschreiben.

Sie verkürzte ihre Gedankengänge. Sie gewöhnte sich an, alles einfacher zu sagen [...], gewissermaßen vergrößert, obwohl sie bei Silvano das Komplizierte nicht unter schlug, und wenn auch mit anfänglicher Scheu, so half sie sich doch schließlich wie die anderen mit den Händen und vielleicht auch mit Grimassen. Redend hörte sie die durch ihre Worte ausgelösten Mißverständnisse, sie redete und hörte zugleich das Ungefähre der in der Eile aus der fremden Sprache herbeigezerrten Worte, die denen, die sie sagen wollte, nur ähnlich waren und die gerade durch diese Ähnlichkeit bei Silvano und den anderen, die sie noch weniger als er kennen konnten, die Gewißheit erzeugten, sie richtig verstanden zu haben. [...] Doch die anderen, auch Silvano, gingen nicht mehr von dem ab, was sie einmal herausgehört und verstanden zu haben glaubten, und beteuerten, sie richtig verstanden zu haben, im Grunde waren sie dankbar für ihre Sprachschwierigkeiten und fanden ihre Beiläufigkeiten überhaupt nicht beiläufig, sondern lustig, sie war eine Person mit einer besonderen Lustigkeit. Mit der Zeit mußte sie sich gegen ihren Anpassungswillen wehren, mit zunehmender Leichtigkeit schlüpfte sie in die bequeme Rolle der Sprachbehinderten, es lag eine Verlockung darin, nur halb für die anderen zu existieren. (W, S. 87)

Die Verunsicherung im Umgang mit dem Fremden reicht bis in die sinnliche Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung. Ob nun die klischeehafte Wahrnehmung Olgas seitens der Italiener als Blondine, obwohl sie dunkle Haare hat, der Wirklichkeit entspricht oder nur eine Einbildung Olgas ist, auf jeden Fall wird dieserart nicht nur eine verbreitete Steuerung selbst noch der sinnlichen Wahrnehmung des Fremden durch Klischees ins Bewusstsein gehoben, sondern zugleich auch der dadurch hervorbrachte Verunsicherungsreflex in der Identitätskonstitution durch die Fremdwahrnehmung thematisiert.

Obwohl sie eine Dunkelhaarige war, fühlte sie sich von ihnen zur Blondin gemacht, zu dem, was sie als Klischee haben wollten, zur Blondin, die für die Italiener immer etwas Erotisches hatte. Möglicherweise aber irrte sie sich, sie war sich nie ganz sicher, sie wurde behutsam behandelt, und vielleicht war nur ihre Einbildungswelt durcheinandergebracht. (W, S. 54)

Neben der Verfälschung und Verunsicherung der physischen Identität wird ihr über die in der Begrenztheit der Sprachkenntnisse begründete sprachliche Verkennung auch eine von ihr als falsch empfundene Identität als ‚lustige Person‘ zugeschrieben:

Doch die anderen, auch Silvano, gingen nicht mehr von dem ab, wie sie einmal herausgehört und verstanden zu haben glaubten, und beteuerten, sie richtig verstanden zu haben, im Grunde waren sie dankbar für ihre Sprachschwierigkeiten und fanden ihre Beiläufigkeiten überhaupt nicht beiläufig, sondern lustig, sie war eine Person mit einer besonderen Lustigkeit. (W, S. 87)

Die ihr so übergestülpte falsche Identität verursacht ein Schwanken bzw. einen Konflikt zwischen einem Anpassungswillen, der sich an diesem fremden Selbstbild ausrichtet und eine Veränderung der Person hervorruft, und der Erkenntnis unüberwindbarer Unterschiede.

Mit der Zeit mußte sie sich gegen ihren Anpassungswillen wehren, mit zunehmender Leichtigkeit schlüpfte sie in die Rolle der Sprachbehinderten, es lag eine Verlockung darin, nur halb für die anderen zu existieren. Gleichzeitig war ihr, als ob sie sich mit der Vergrößerung ihrer Sprachmittel auch körperlich veränderte [...]. Es dauerte ziemlich lange, bis sie sich von dieser Vorstellung befreien konnte, und es gelang ihr nur insoweit, als sie das, was sie bisher war, wie eine Schlange häutete oder einfach vergaß, ja sie hatte tatsächlich vieles vergessen, ohne den Schmerz des Vergessens bemerkt zu haben. (*W*, S. 87).

Solcher Veränderung und Anpassung an das Fremde steht eine aus der ethnisch-kulturellen Differenz heraus begründete Fremdheit entgegen, die für sie unüberwindbar ist:

Olga sah sich hin und her geschoben wie ein Klotz, und noch bevor sie eines der fremden Worte sagte, log sie: mit einem falsch gehobenen Arm, mit einer affektierte Geste. Laura log mit ihrem Getue nicht, denn für sie, Silvanos Freunde, war es selbstverständlich, sich anzufassen, sich freundschaftlich die Gesichter abzutasten und dabei zu lachen oder nicht zu lachen. Hätte sie, Olga, sich so benommen, wäre es befremdlich, für sie geradezu obszön gewesen. (*W*, S. 102)

Olga wird so in der italienischen Umgebung mit und in einer anderen Sprache und Körpersprache, einem anderen Fremdverständnis, das dann in einem Anpassungsprozess zu anderen Verhaltensweisen, Gefühlslagen, schließlich zu einem anderen Selbstverständnis und Selbstgefühl führt, eine andere. Das Ungefähre und Vage, die Falschheit und Halbheit dieser ‚italienischen‘ Identität provoziert zusammen mit dem, was ihr an ‚deutscher Identität‘ verblieben ist, das Gefühl einer Fallbewegung. Was den Fall aufhält und in einem Schwebzustand, in einer prekären und vorläufigen Identität hält, ist einerseits ein Rückzug auf und in sich selbst, ihre Körperlichkeit zumal, die besonders deutlich etwa in der Abschlussgeste des Romans, im Küssen ihrer eigenen Hand beim Fortfahren aus dem Dorf, zum Ausdruck kommt (vgl. *W*, S. 121); andererseits ihre Beziehung zu Silvano, die Sphäre der Intimität, wenngleich sie auch hier eine Trennschicht spürt, die sie nur selten wirklich zusammenkommen lässt.

Heute würde sie nicht von sich sagen können, daß sie verliebt sei. Aber sie könnte Silvano auch nicht vormachen, und sich selbst am allerwenigsten, daß sie ihn nicht liebte. (*W*, S. 49)

Dieser prekäre Schwebzustand kennzeichnet auch das interkulturelle Verhältnis dieser Zweisamkeit mitsamt seinen Missverständnissen:

Wahrscheinlich machten die Mißverständnisse sie auf eine gute Art fremder, sie achteten aufeinander mit Ängstlichkeit, und ihre Fremdheit machte sie zerbrechlicher.

Sie erlebten schon eine Weile das gleiche, ohne große Hoffnung auf wirklich Neues, sie teilten ihr Unglücklichsein mit einem Schuldgefühl, als ob ihre Sprache schuld wäre. In der gleichen Sprache hätte vielleicht dieses Schuldgefühl gefehlt, aber dann hätten sie sich wohl weniger geschont, sie wären beide stumpfsinnig stark gegen andere und gegeneinander gewesen. (W, S. 104)

Die hier im privaten und intimsten Bereich entwickelte Einstellung begründet die Fremdheit des Anderen in der Begrenztheit des Eigenen. Das Bewusstsein der unzureichenden Kenntnis oder der Nichtkenntnis schafft Zurückhaltung, Toleranz, Respekt gegenüber dem, was unüberwindbar fremd bleibt. Besteht nun die Stärke darin, diesen Schweben-, Spannungs- und Konfliktzustand auszuhalten, dann möchte damit wohl eine Haltung, ein Modell der Subjektivitätsgestaltung entworfen sein, das interkulturellen Beziehungen zuträglich wäre.

Der Schmerz der Gewöhnung

Die Gegenwartshandlung dieses 2002 erschienenen Romans besteht in der Reise des deutschsprachigen Südtiroler Journalisten Jul fort von seiner italienischen bzw. italienisch-deutschen Frau Mara nach Sizilien und v. a. in seinem etwa zweieinhalbmonatigen Aufenthalt in Agrigent, währenddessen er seine Lebenserinnerungen aufschreibt und am Ende an einem Gehirntumor stirbt. Der Roman, der als das Ergebnis dieser Niederschrift gelten kann, besitzt eine komplexe Organisation durch Leitmotive, die sich ausweiten und verzweigen. Existentiell sind die beiden Grundmotive: zum einen das Todesmotiv, mit dem der Roman einsetzt: „Bald nach Natalies Tod hatte dieses Kopfweh begonnen, eigentlich mit dem Knarren des Friedhofstors, als es in Schloß fiel.“ (SG, S. 7)

Dieserart werden durch das Todesmotiv der Unfalltod der fast neunjährigen Tochter Natalie vor über eineinhalb Jahrzehnten und der eigene Tod am Ende zu einer auch Anfang und Ende des Romans bestimmenden Kreisfigur zusammengebunden. Dem Todes- und Endmotiv ist das Zeugungs- und Anfangsmotiv entgegengesetzt: „Im Bett, in dem Maras Vater gestorben war, hatte er Natalie gezeugt.“ (SG, S. 13) Der Tod der Tochter teilt auf jeden Fall sein Leben in zwei Teile, die sich je in zwei Hauptphasen unterteilen. Auf den Wendepunkt, den Tod der Tochter, folgt als erste Hauptphase eine dadurch ausgelöste, über eineinhalb Jahrzehnte dauernde Krise sowohl im Verhältnis zu seiner Frau Mara, mit der er weiterhin im gemeinsamen Südtiroler Berghaus zusammenwohnt, als auch zu seiner Umwelt, bis Jul sich – das ist dann die zweite Hauptphase nach dem Tod der Tochter und zugleich die Handlungsgegenwart des Romans – zur Reise nach Agrigent entscheidet. Die wesentlichen Phasen vor Natalies Tod sind zum einen durch die Zeit des Kennenlernens von Mara in der 68er-Bewegung und mit der auf den Mai 1972 zu datierenden Zeugung sowie der im Februar 1973 erfolgenden Geburt Natalies zu verorten und dann durch eine Zeit des Rückzugs von der Politik ins Private. Diese zweite Phase vor dem Tod Natalies besitzt ihren Schwerpunkt Mitte der 70er-Jahre in der Umsiedlung aufs Land, wo die Tochter im eigenhändig res-

taurierten Berghaus aufwächst. Ist man sich dessen gewärtig, dass Maras Vater nicht nur aus Sizilien stammt, sondern auch ein hoher Exponent der faschistischen Partei gewesen ist, so wird deutlich, wie eng die existenzielle Ebene – außer mit der ethnisch-kulturellen – auch mit der politisch-moralischen verschlungen ist. Tod und Leben, der Antifaschismus der 68er und der Faschismus von Maras Vater, das Deutsche und das Italienische bilden so mannigfach verschlungene Gegensätze von Fremdheit und Andersheit.

Jul und Mara lernen sich nämlich während der 68er-Bewegung bei politischen Diskussionen und Aktionen kennen. Für Jul, der gerade von einer Amerika-Reise kommt und eine Sibirien-Reise plant, stellen sich die politische Bewegung und das Liebesverhältnis zu Mara als Erweiterung des eigenen Ichs aus Entdeckungslust am Neuen und Fremden dar. „Er wußte damals nichts von ihr, außer wie sie aussah und was ihn anzog an ihr – das Italienische, das Fremde, ja, für ihn war sie ein italienisches Mädchen, also etwas Fremdes, das Andere.“ (SG, S. 36)

Jul glaubte, daß Maras Gedanken und Gefühlswelt durch und durch italienisch sein müßten, möglicherweise, weil er sie zuerst nur italienisch reden gehört und überhaupt unter Italienern kennengelernt hatte. Tatsächlich war Maras Deutsch ein italienisches Deutsch. [...] Aber für Jul waren diese Sprachabweichungen oder Redeeigenheiten [...] von einem besonderen, fast exotischen Reiz, [...] wie Ballspielen, auch eine Art Liebesspiel, der wechselseitige Versuch, hinter die Grenze des anderen zu gelangen, einzudringen in das Andere, in das abenteuerlich Unbekannte. Er liebte an Mara die Fremde oder überhaupt das Fremde. (SG, S. 75)

Dass Maras Mutter deutschsprachigen Ursprungs ist, versetzt ihm fast einen Schock.

Auf jeden Fall zeichnet sich so ein Subjektivitätsmodell ab, in dem die Liebe zur Andersheit und Fremdheit in der Dimension des Unbekannten das eigene Zukunftsversprechen mit einschließt und von daher die Alterität als ein grundlegendes Element des Ichs konzipiert wird. Nicht unwichtig ist dabei, dass sowohl die Familiengründung mit der Geburt und Erziehung der Tochter als auch die eigenhändige Renovierung eines Bergbauernhauses und der Umzug aufs Land im Geist der Aufbruchsstimmung der 68er-Bewegung erlebt wird: als Aufbruch zu etwas radikal Neuem und Anderem, als Erweiterung und Entdeckung von Neuland des Lebens. Nicht wahrgenommen aber wird diese Phase als Rückzugsbewegung von der Politik und urbanen Sozialbeziehungen.

Die grundlegende Offenstellung des Ichs aber ändert sich nach dem Tod der Tochter, also nach dem Verlust der Perspektive auf die Zukunft. Der dadurch hervorgerufene grundlegende Spannungs- und Irritationszustand Juls bringt ein Kritikverhalten hervor, das sich allzu leicht und bequem vom Angebot an Vorurteilen verführen lässt, um aggressive Spannung abzureagieren. Gleichzeitig sucht dieses Verhalten den Perspektivverlust des auf die Zukunft hin ausgerichteten Ichs, das die Alterität dem eigenen Ich konstitutiv zugrunde legt, durch eine Strategie des Rückzugs auf sich selbst zu ersetzen, durch eine Identitäts- und Selbstbestätigungssuche also, die auf dem Ausschluss der Andersheit beruht. Dieses dem inneren Krisenzustand geschuldete Verhalten jedoch erneuert durch die Fortdauer des Zukunftsverlustes auch den grundlegenden Reiz- und Krisenzustand.

Der Roman illustriert im Verhalten von Jul und Mara eine reiche Skala unterschiedlich stark artikulierter Abwehreininstellungen gegen das Fremde, die dort beginnt, wo sich ethnisch-kulturelle Parteinahme von berechtigter Kritik kaum unterscheiden lässt: Wenn etwa die Italiener Müll im Wald zurücklassen oder die Deutschen vergiftetes Autobahngras an die Kühe verfüttern. Sie erreicht ihren Höhepunkt in zwei Episoden, in denen Jul – wie er selbst erkennt – in sich den Rassen und Faschisten entdeckt. Das erste Mal bei einer Familiendiskussion über das faschistische Siegesdenkmal in Bozen, wo Jul mehr oder weniger indirekt die Italiener als Besatzer bezeichnet. Wenn dabei selbst die politisch linksgerichteten Brüder Maras beleidigt Tisch und Haus verlassen, so antizipiert der Roman hier die tatsächlich im Erscheinungsjahr des Romans (2002) in Bozen erfolgte und von der neofaschistischen Partei (*Alleanza Nazionale*, AN) forcierte Volksabstimmung gegen die Umbenennung des Siegesplatzes in Friedensplatz, bei der auch viele linke Italiener fürchteten, ihre italienische Identität zu verlieren. Diese Szene und auch die zweite zeigen, wie ethnisch-kulturelle Zugehörigkeitsgefühle unter bestimmten Bedingungen offenbar tief sitzende, instinktive Orientierungen mobilisieren und politische Überzeugungen hinwegfegen können; die häufige Erwähnung des Bosnien-Krieges verweist darauf, wohin eine solche Entwicklung ungebremst führen kann.¹¹ Die zweite Episode illustriert zudem, wie das Denken in ethnisch-nationalen Gegensätzen totalisierend fungiert, bis zu den geringsten Anlässen hinabreicht und sich dabei fortwährend selbst reproduziert und stärkt. Auf einer Almhütte entsteht ein banaler Streit – Juls Hund hat einen anderen Hund angebellt –, der sofort die Form ethnisch-kultureller Auseinandersetzung annimmt und bei dem Jul, sogar zur handgreiflichen Auseinandersetzung bereit, zum Wortführer der Deutschen wird, die am Ende die mit einem faschistoiden Wortführer ebenso aggressiv auftretenden Italiener vertreiben. Indem Jul sich als einer von denen erkennt, die er sein ganzes Leben lang kritisiert und angegriffen hat, nämlich den ‚Heimatverteidigern‘, entdeckt er einen Teil von sich selbst, den er nicht kannte: eine Selbstentfremdung.

Wenn Jul dieses Verhalten als Vorherrschaft des Gefühls wertet, gegen das die Anstrengung des Denkens gefehlt habe, so mag das neben dem Hinweis, dass die spontane sinnliche Wahrnehmung nicht hinreicht, als fragender Verweis auf die vorausliegende Genese dieses Verhaltens gelesen werden. Schon während des Kennenlernens von Mara verhält sich Jul beim Besuch auf ihrem Grundstück im Pustertal, wo Mara einen Gutteil ihrer Kindheit verbracht hat, als wäre er der Gastgeber. In dieser Phase verdeckt und unterschlägt die politisch-ideologische Identitätsschicht

11 Mit der Frage nach dem Verhältnis von internationalistisch-sozialistischer oder kommunistischer Einstellung und Nationalismus wird zugleich natürlich ein historischer Diskurs aufgegriffen, der von der Zustimmung zu den Kriegskrediten seitens der zuvor internationalistischen sozialistischen und sozialdemokratischen Parteien zu Beginn des Ersten Weltkriegs bis hin zur Durchdringung der sozialistischen Staaten und Bewegungen durch Nationalismen reicht, die häufig die Oberhand gewinnen: Man denke nicht nur an das seinerzeitige Verhältnis der sozialistischen Staaten und der Sowjetunion, bzw. Russland, sondern auch an die Kriegshandlungen zwischen China und Sowjetunion, Vietnam und Kambodscha oder den Zerfall des ehemaligen Jugoslawiens.

alle Problematik, die mit territorialer und ethnisch-kultureller Bindung zusammenhängt, angefangen von dem Bezug zur Kindheit. Das rächt sich nach dem Rückzug aus der Politik aufs Land, der ja als solcher auch nicht wahrgenommen wurde. Die Bindung an Landschaft und umgebende Natur wächst sowohl vor wie v. a. nach dem Tod Natalies und geht identifizierend so weit, dass Jul gelegentlich gar zu den Bäumen spricht oder sich in der Aussicht auf einen Waldhang sein Verschwinden in ihm, seinen Tod vorstellen kann. Diese Landschaftsbindung besitzt zunächst eine ästhetische und existentielle Dimension, stellt dann aber in ihrer Unreflektiertheit den Humus dar, auf dem nicht nur das Verständnis für die Landbevölkerung wächst, sondern auch das Abwehrgefühl gegen alles Fremde gedeihen kann, sodass Jul von der Entdeckung seiner selbst als rassistischem und faschistischem Heimatverteidiger selbst überrascht wird.

Ohne dass Juls Entscheidungsgründe mitgeteilt würden, darf diese Entdeckung als Auslöser für die Entscheidung zu einer umkehrenden Änderung, zur Trennung von Mara und der Reise nach Agrigent angesehen werden. Diese Reise ist die Reise in ‚Maras andere Welt‘, die, aus der ihr Italienischsein, nämlich ihr Vater stammt. Jul katapultiert sich somit in das Zentrum der Andersheit hinein und betrachtet dann von hier aus die Gegensätze von mediterraner und alpiner Landschaft, von urbanen Lebensstilen in Agrigent und Bozen, aber auch die Fremdheit der Persönlichkeit von Maras Vater als Faschist und schließlich die Fremdheit des Todes, der sich ihm über die Krankheit ankündigt und am Ende ereilt.

Die Reise nach Agrigent ist eine Umkehrung der Perspektive, die nicht mehr den Blick vom ‚Eigenen‘ aufs ‚Fremde‘ richtet, sondern bewusst mitten in die Fremdheit hineingeht und von hierher den Blick auf das Eigene richtet, das fremd geworden ist, und auf diese Weise den Widerspruch, die Spannung zwischen Andersheit und Eigenem zum gründenden Element der eigenen Identität macht. Charakterisiert diese Einstellung die Reise Juls nach Agrigent, so wird diese dadurch in Bezug auf Mara zu einer paradoxen Bewegung: Indem Jul von Mara weggeht, geht er auf sie zu. Insofern aber durch den umkehrenden Schritt sein gesamtes bisheriges Leben in Frage gestellt wird, ließe eine solche Einstellung zum Fremden sich vielleicht als eine Ironie der Alterität fassen.

